

Anna Brake | Helmut Bremer |
Andrea Lange-Vester (Hrsg.)

Empirisch arbeiten mit Bourdieu

Theoretische und methodische
Überlegungen, Konzeptionen und
Erfahrungen

Anna Brake | Helmut Bremer | Andrea Lange-Vester (Hrsg.)
Empirisch arbeiten mit Bourdieu

Bildungssoziologische Beiträge

Herausgegeben von der
Sektion Bildung und Erziehung
der Deutschen Gesellschaft für Soziologie

Herausgeberkollegium:

Anna Brake | Helmut Bremer | Andrea Lange-Vester |
Regula Julia Leemann | Justin Powell

Anna Brake | Helmut Bremer |
Andrea Lange-Vester (Hrsg.)

Empirisch arbeiten mit Bourdieu

Theoretische und methodische
Überlegungen, Konzeptionen und
Erfahrungen

BELTZ JUVENTA

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2013 Beltz Juventa · Weinheim und Basel

www.beltz.de · www.juventa.de

Druck und Bindung: Beltz Druckpartner GmbH & Co. KG, Hemsbach

Druck nach Typoskript

Printed in Germany

ISBN 978-3-7799-5049-3

Inhalt

<i>Anna Brake/Helmut Bremer/Andrea Lange-Vester</i> Empirisch arbeiten mit Bourdieu: Eine Einleitung	7
<i>Pierre Bourdieu im Gespräch mit Beate Kraus</i> „Inzwischen kenne ich alle Krankheiten der soziologischen Vernunft“	20
<i>Steffani Engler</i> Der wissenschaftliche Beobachter in der modernen Gesellschaft.....	35
<i>Anna Brake</i> Bourdieu und die Photographie: Übungen zur Konversion des Blicks	59
<i>Helmut Bremer/Christel Teiwes-Kügler</i> Zur Theorie und Praxis der „Habitus-Hermeneutik“.....	93
<i>Michael Vester</i> Zwischen Marx und Weber: Praxeologische Klassenanalyse mit Bourdieu.....	130
<i>Andrea Lange-Vester</i> Empirisch arbeiten mit Bourdieu: Historische Habitusforschung am Beispiel einer Familiengeschichte.....	196
<i>Sandra Beaufajys/Valerie Moser</i> Künstlerisches Feld und individuelle Kreativität	228
<i>Barbara Friebertshäuser</i> Denken, Forschen, Verstehen mit Bourdieu – eine reflexive Rekonstruktion des komplexen Verhältnisses zwischen Theorie und Empirie	255
<i>Anne Schlüter</i> Biographisch arbeiten mit Bourdieu?.....	278
Die Autorinnen und Autoren.....	300

Empirisch arbeiten mit Bourdieu: Eine Einleitung

„Diese Aufmerksamkeit für die Details der wissenschaftlichen Verfahren, deren eigentliche soziale Dimension (...) nicht ihre geringste ist, sollte den Effekt haben, Sie vor dem Begriffs- und ‚Theorie‘-Fetischismus zu warnen, der aus der Neigung entsteht, die ‚theoretischen‘ Instrumente, Habitus, Feld, Kapital usw., an sich und für sich zu nehmen, statt sie sich entfalten zu lassen, mit ihnen zu arbeiten“ (Bourdieu 1996, S. 262).

Die Idee für den vorliegenden Sammelband reicht weit zurück. Es war Stefani Engler, die vor etwa zehn Jahren erstmalig mit verschiedenen KollegInnen, darunter auch die HerausgeberInnen des vorliegenden Bandes, darüber sprach, wie wichtig und lohnend ein Buchprojekt sei, in dem Forschungsansätze gebündelt werden, die sich dem theoretischen Instrumentarium Pierre Bourdieus verpflichtet sehen und dieses in empirischen Projekten fruchtbar machen. Steffani Engler selbst gehörte zu denjenigen, die bereits sehr früh in den 1980er Jahren in einem Arbeitszusammenhang um Jürgen Zinnecker die Denkinstrumente Bourdieus nutzte, um (zusammen mit Barbara Friebertshäuser) die studentischen Fachkulturen in den Studiengängen Erziehungswissenschaften, Rechtswissenschaften, Maschinenbau und Elektrotechnik zu untersuchen und dabei genauer in den Blick zu nehmen, über welche sozialen Herstellungsprozesse Studierende in die jeweiligen akademischen Kulturen und die zugehörigen Fach- und Berufskulturen eingepasst werden und welche unterschiedlichen Anschlussfähigkeiten sich hier in Abhängigkeit von der sozialen Herkunft der Studierenden ergeben (Engler 1993, 1999). Mit dieser Arbeit stellte Steffani Engler eindrucksvoll unter Beweis, wie gewinnbringend sich die Bourdieuschen Konzepte Habitus, (feldspezifisches) Kapital und Doxa nutzen lassen, um genauer zu verstehen, wie sich – trotz weitgehender formaler Bildungsgleichheit – bestehende soziale Ungleichheiten über die Hochschulen reproduzieren.

Nicht zuletzt diese frühen ganz konkreten Forschungserfahrungen werden ebenso wie ihre empirischen Analysen zur sozialen Herstellung einer wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur (Engler 2001) dazu beigetragen haben, dass Steffani Engler vor vielen Jahren die Initiative

für diesen Band ergriff. Sie hat dieses Buchprojekt selbst nicht mehr realisieren können. Steffani Engler starb im Januar 2005 im Alter von nur 44 Jahren an einer schweren Krankheit. Auch wenn sie also selbst an der Verwirklichung des Bandes nicht mehr mitwirken konnte, so ist sie dennoch in den hier versammelten Beiträgen sehr präsent. Sie gehörte zu den KollegInnen, die sehr gründlich darüber nachdachten und schrieb, was es heißt, mit Bourdieu im Gepäck empirisch zu arbeiten. Insofern ist sie – über den eigenen Beitrag, der auf einem bislang unveröffentlichten Manuskript basiert, hinaus – in dem vorliegenden Band dadurch präsent, dass die Autoren und Autorinnen auf die Erträge ihrer wissenschaftlichen Arbeit rekurrieren, daran anknüpfen und sie weiter denken.

Steffani Engler hat das Erkenntnispotential einer an Bourdieu orientierten empirischen Forschung klar gesehen. Sie hat früh erkannt, dass seine Soziologie gerade nicht nur eine ebenso abstrakte wie anspruchsvolle Theorie der Gesellschaft darstellt, wie sie vor allem von denjenigen wahrgenommen wird, die wenig vertraut mit seinen Arbeiten sind. Eine solche Fehlrezeption wird dadurch begünstigt, dass die einschlägige Sekundärliteratur zu einem großen Teil aus Auseinandersetzungen mit den von Bourdieu entwickelten zentralen theoretischen Konzepten wie Habitus, Feld, sozialer Raum, symbolische Gewalt, Hysteresis, soziale Distinktion oder Illusio besteht. Dadurch gerät in der Bourdieu-Rezeption häufig aus dem Blick, dass diese theoretischen Analyseinstrumente nicht bloße am Schreibtisch gewonnene Theorie sind, sondern durchgehend im Zusammenhang von aufwändigen quantitativen wie qualitativen Untersuchungen in verschiedenen Feldern entwickelt wurden. Für den ausgewiesenen Theoretiker Bourdieu war wissenschaftliches Arbeiten daher stets auch empirisch fundiertes Arbeiten.

Dabei scheute er auch nicht davor zurück, sich an der konkreten Forschungspraxis der Instrumentenentwicklung oder Datenerhebung zu beteiligen. In dem Film „Soziologie ist ein Kampfsport“ (Carle 2008) sieht man Bourdieu, wie er sich gemeinsam mit KollegInnen der Mühsal der Fragebogenentwicklung unterzieht. Die Sorgfalt, mit der hier abgewogen wird, wie mit präzisen methodischen Instrumenten die sozialen Folgen neoliberaler Politik empirisch eingeholt werden können, lässt erkennen, wie sehr er um die zentrale Bedeutung der Forschungsinstrumente für die Konstruktion des Forschungsobjekts wusste: „Das Instrument ist Theorie in actu“ (Bourdieu/Chamboredon/Passeron 1991, S. 173). Daher sei es für ihn auch wichtig gewesen, sich „niemals den Aufgaben zu entziehen, die als die bescheidensten des Metiers eines Ethnologen oder Soziologen gelten: direkte Beobachtung, Interview, Datencodierung oder statistische Analyse“ (Bourdieu 2001, S. 11). Wir lernen hier Bourdieu als einen leidenschaftlichen Empiriker kennen, der einen empirielosen Theoretizismus, wie er ihn in der Frank-

furter Schule Horkheimers und Adornos repräsentiert sah¹, ebenso verabscheute wie einen empiristischen Positivismus ohne theoretische Rückbindung, wie er ihn bei Lazarsfeld am Werke sah (siehe dazu das Interview, das Beate Kraus mit Bourdieu führte in diesem Band).

Diesen beiden Fehlentwicklungen stellte Bourdieu eine Soziologie entgegen, welche das Schisma zwischen Theorie und Empirie überwindet, eine Soziologie, die in Rechnung stellt, dass „alle Operationen der soziologischen Praxis – von der Ausarbeitung eines Fragebogens und der Kodierung bis zur statistischen Analyse – [...] zugleich, als bewusst oder unbewusst vollzogene Verfahren, Konstruktion von Tatbeständen und von Beziehungen zwischen diesen“ sind (Bourdieu/Chamboredon/Passeron 1991, S. 45). Insofern hat Bourdieu die forschungspraktische Arbeit nicht etwa geringgeschätzt, sondern er hat sich auch dann noch, als er bereits zu den weltweit anerkanntesten Soziologen zählte, selbst an der empirischen Forschungsarbeit beteiligt. Dieses Wissen um die zentrale Bedeutung der Erhebungsinstrumente für die Konstruktion des wissenschaftlichen Objekts korrespondierte dabei mit einem spezifischen Theorieverständnis bei Bourdieu.

Obleich häufig so wahrgenommen, hat sich Bourdieu nie als „maître penseur“, als Klassiker, als der er vielen bereits zu Lebzeiten galt, als Großtheoretiker verstanden. Im Gegenteil, er stand einer Theorie um der Theorie willen äußerst skeptisch gegenüber und hat häufig betont, dass die von ihm – stets in Auseinandersetzung mit empirischen Befunden – entwickelten Konzepte „work in progress“ sind und als solche einer beständigen Weiterentwicklung bedürfen. Vor allem hat er seine zentralen Analysekatoren wie Habitus, Inkorporierung, Feld, sozialer Raum, Kapital, Doxa, symbolische Gewalt und andere als Denkinstrumente verstanden, deren Wert nur daran zu messen ist, inwieweit sie in der Lage sind, neue Fragestellungen für die empirische Analyse der sozialen Welt und ihrer Wirkmechanismen hervorzubringen, die ohne sie nicht zu erfassen wären oder gar nicht erst in den Blick gerieten. Auch wenn Bourdieu also wiederholt dazu aufgerufen hat, seine theoretischen Konzepte in eigenen empirischen Studien umzusetzen und weiterzuentwickeln, so hat dies in Deutschland bisher nicht die forschungspraktische Resonanz gefunden, die sein begrifflich-analytisches Instrumentarium verdient. Nicht zuletzt auch die Schwierigkeiten einer angemessenen empirischen Umsetzung der komplexen Denkinstrumente dürften hier eine Rolle spielen.

1 Ganz offensichtlich hatte Bourdieu bei dieser Einschätzung nicht die gesamte Bandbreite der Forschungsarbeiten vor Augen, die am Frankfurter Institut für Sozialforschung und der Nachfolgeinstitution im Exil durchgeführt wurden, darunter auch eine Vielzahl (auch innovativer) empirischer Studien, die mit den Namen Friedrich Pollock, Erich Fromm, Else Frenkel-Brunswik u.a. verbunden sind. Seine Kritik scheint sich vor allem auf Theodor W. Adorno und Max Horkheimer als zentrale Protagonisten der kritischen Theorie zu richten, die bekanntlich der empirischen Forschung eher reserviert gegenüber standen.

Der vorliegende Band versammelt Beiträge von AutorInnen, die sich der Herausforderung stellen, mit Bourdieu im Gepäck empirisch zu arbeiten. Dabei richten sich die vorgestellten Arbeiten auf sehr unterschiedliche Fragestellungen und Untersuchungsfelder. Allen Beiträgen ist jedoch gemeinsam, dass sie auf die empirische Analyse von sozialer Welt gerichtet sind, und sie machen deutlich, dass empirisches Arbeiten mit Bourdieu immer impliziert, die sozialen und methodologischen Voraussetzungen empirischer Erkenntnis zu reflektieren. Darüber hinaus erlauben die Arbeiten in unterschiedlicher Weise auch forschungspraktische Einblicke, wie für konkrete empirische Untersuchungskontexte Impulse aus dem Denken Bourdieus gewonnen und umgesetzt werden können. Die Beiträge zeigen, dass dabei sehr verschiedene methodische Zugänge angewandt und adaptiert werden können.

Was dies genau heißt, welche wissenschaftstheoretischen Überlegungen und methodologischen Erfordernisse hier in Rechnung zu stellen sind, hat *Pierre Bourdieu* in einem mit *Beate Kraus* geführten Gespräch aus dem Jahr 1988 ausgeführt, das den Beiträgen dieses Bandes vorangestellt ist. Wer die zahlreichen Interviews kennt, die Bourdieu im Verlaufe seiner mehr als 40 Jahre umspannenden wissenschaftlichen Arbeit führte, weiß, dass es ihm häufig in interaktiven Interviewsituationen besonders gut gelang, in sehr konzentrierter Form aber dennoch sehr klar und lebendig zum Ausdruck zu bringen, worum es ihm geht. Dies trifft auch für das im vorliegenden Band wiederabgedruckte Interview zu, in dem Bourdieu verdeutlicht, welchen methodologischen Herausforderungen sich SozialforscherInnen gegenübersehen, wenn sie die Welt des Sozialen jenseits einer technokratischen Registrierung und jenseits einer „Spontansozioogie“ analysieren wollen, die sich mit den auf der Hand liegenden Oberflächen der sozialen Objekte zufrieden gibt. Das Interview kann als eine Art resümierender Reflexion des Forschungsprozesses, als eine methodologische Bilanzierung gelten, die Bourdieu vor dem Hintergrund seiner ethnographisch angelegten Forschungserfahrungen im Rahmen seiner Algerienstudien und den quantitativen Untersuchungen zu „Die feinen Unterschiede“ zieht. So unterschiedlich diese Forschungszugänge waren, so sehr haben sie ihn zunächst zum Ethnologen und dann zum Soziologen werden lassen. Als forschungspraktischer Autodidakt, der im Rahmen seines Studiums der Philosophie an der *École Normale Supérieure* in Paris nicht nur nicht mit empirischer Sozialforschung in Berührung gekommen war, sondern diese als etwas vermittelt bekommen hatte, an dem sich die hohe Philosophie nicht die Hände schmutzig machte, halfen ihm vor allem die Arbeiten aus der wissenschaftstheoretischen Tradition von Bachelard, Canguilhem und Koyré, die epistemologische Sensibilität und Wachsamkeit zu entwickeln, derer es bei der grundlegenden Konstruktion des wissenschaftlichen Objekts bedarf. Besonders lesenswert ist das Interview mit Pierre Bourdieu nicht zuletzt auch dadurch, dass die von ihm erarbeiteten wissenschaftstheoretischen Vo-

raussetzungen soziologischer Erkenntnis als gelebte Wissenschaft erkennbar werden, indem Bourdieu sie an die biographischen Phasen seines Arbeitens in verschiedenen institutionellen und vor allem sozialen Zusammenhängen rückbindet.

Steffani Engler hat sich intensiv mit Bourdieus Epistemologie auseinandergesetzt. Wie kann man Wissenschaft in der modernen Gesellschaft betreiben und was hat es mit dem Anspruch auf sich, Objektivität für die dabei gewonnenen Erkenntnisse reklamieren zu können? Mit diesen Fragen setzt sie sich in ihrem Beitrag „Der wissenschaftliche Beobachter in der modernen Gesellschaft“ auseinander. Dabei arbeitet Steffani Engler heraus, wie sich das Selbstverständnis der Soziologie seit den Klassikern der Disziplin verändert hat. Für die Begründer der Soziologie, die sich gegenüber den exakten Wissenschaften behaupten mussten, standen die Objektivität gesellschaftlicher Realität und der Wissenschaftler noch kaum im Zentrum ihrer Arbeit. Marx und Engels betonten die Aufgabe, Gesetzmäßigkeiten gesellschaftlicher Entwicklung herauszuarbeiten. Diese Arbeit sollte vom „wirklichen Leben“, nicht von Ideen, ausgehen. Die Objektivität dieser gesellschaftlichen Realität stand indes nicht in Frage. Durkheim fasste die Soziologie als Wissenschaft von den Institutionen. Als ‚soziale Tatsachen‘ existieren sie unabhängig vom Individuum und damit auch unabhängig von dessen Subjektivität. So war für Durkheim sowohl von einem objektiven Gegenstand der Analyse auszugehen als auch die Objektivität der WissenschaftlerInnen gewährleistet. Auch Weber hielt die Erfahrungswissenschaft für objektiv, sofern der Wissenschaftler seine persönlichen Werturteile und Klassifikationen nicht mit der Untersuchung vermischt. Bis heute überwiegt die Vorstellung, dass der Forscher wie selbstverständlich über einen objektiven Blick verfügt. Diesen üblichen Denkgewohnheiten hat sich Bourdieu (was in bestimmter Weise auch für Luhmann gilt) widersetzt. Er sieht die soziale Praxis über Herrschaftsbeziehungen und alltägliche Klassifikations-schemata strukturiert, denen der Soziologe selbst auch ausgesetzt ist. Die Position des Wissenschaftlers ist somit nicht neutral, sondern wird von einem bestimmten (Klassen-)Standpunkt aus bezogen. Die Herausforderung für Forschende besteht darin, in der wissenschaftlichen Konstruktion ihres Gegenstandes mit der Vorstellung von Objektivität und mit den eigenen Schemata zu brechen. Dies geschieht, indem die Erkenntnismittel selbst auf den Prüfstand kommen und zu einem Gegenstand von Reflexion und Erkenntnis gemacht werden, um auf diese Weise gegen die vertraute Welt und ihre Gewissheiten „anzudenken“ und sie in Frage zu stellen.

Dass Photographien ein Erkenntnismittel sein können, auf dessen Grundlage die nötige Konversion des Blicks erreicht werden kann, bildet den Ausgangspunkt des Beitrags von *Anna Brake*, die sich dem Stellenwert von Photographien in den empirischen Arbeiten Bourdieus zuwendet. Seine frühen, bis in die 1960er Jahre zurückreichenden Arbeiten zu den *sozialen Gebrauchsweisen der Photographie* zählen mittlerweile zu den Klassikern

der Photographie-Theorie und sind weithin bekannt. Demgegenüber ist vielen sehr viel weniger präsent, dass die Photographie als Möglichkeit der Visualisierung des Gesellschaftlichen bzw. genauer: der gesellschaftlichen Machtverhältnisse im Bourdieuschen Werk eine durchgehend wichtige Rolle gespielt hat. Anna Brake zeichnet in ihrem Beitrag zunächst nach, wie sich Bourdieu in den verschiedenen Phasen seiner wissenschaftlichen Arbeit der Photographie als empirischer Datengrundlage zuwendet und gibt dann einen Überblick, wie in der jüngeren Forschungslandschaft – mit dem Bourdieuschen Analyseinstrumentarium im Gepäck – mit Photographien gearbeitet wird. Vor dem Hintergrund der Erfahrungen aus dem Marburger Mehrgenerationenprojekt, das auf die intergenerationale Transmission kulturellen Kapitals in der Alltagspraxis von Familien zielte, arbeitet sie in einigen Aspekten heraus, wo der besondere Ertrag von Photographien liegt, die als mediale Eigenproduktionen von den Familienmitgliedern unter dem Motto „Unsere Familie stellt sich vor. Was uns wichtig ist in Bildern...“ für den Forschungskontext generiert wurden. Anders als bei der von Bohnsack vorgeschlagenen Methodik der Dokumentarischen Bildanalyse plädiert sie dafür, nicht die formale Bildkomposition ins Zentrum der Analyse zu stellen, sondern die von Bourdieu eingeforderte praxeologische Erkenntnisweise umzusetzen, wonach auch die (stets an einen sozialen Ort rückgebundenen) Sichtweisen und Wahrnehmungen der Akteure, ihre Motive des Photographierens bestimmter Ausschnitte ihrer Lebenswelt ernst zu nehmen sind, jedoch die Analyse dort nicht an ihr Ende kommen kann. Stattdessen geht es darum, über eine Konversion des Blicks, d.h. über einen Bruch mit den Primärerfahrungen der Akteure deren Begrenztheit (vor allem in Form ihrer „Strukturvergessenheit“) zu überwinden.

Bildmaterial in Form von Collagen spielen (neben anderen Datenquellen) auch eine Rolle in dem von *Helmut Bremer* und *Christel Teiwes-Kügler* in ihrem Beitrag vorgestellten Verfahren der „Habitus-Hermeneutik“, das auf den von Bourdieu in „Die feinen Unterschiede“ herausgestellten Zusammenhang zwischen „Klassen“ und „Klassifizierungen“ zielt. Dieser empirische Ansatz nimmt seinen Ausgangspunkt in der Einsicht, dass der Habitus in codierter Form in den Mustern sozialer Praxis enthalten ist und dass es einer spezifischen Deutungs- und Entschlüsselungsarbeit bedarf, um das darin verborgene handlungsleitende Prinzip, den „modus operandi“, aus empirischem Material herauszuarbeiten. Entwickelt wurde das Verfahren im Rahmen verschiedener Forschungsprojekte zum Wandel sozialer Milieus, in denen im Hinblick auf die Habitus-Hermeneutik insbesondere qualitative Erhebungs- und Auswertungsverfahren modifiziert und weiter entwickelt wurden. Daraus ist die Methode der „Gruppenwerkstatt“ hervorgegangen, die auf dem Gruppendiskussionsverfahren aufbaut und durch die Implementierung visuell-projektiver Techniken (Collagen) eine gründlichere Aufdeckung der „Tiefendimensionen“ des Habitus ermöglicht. Als konzeptionelle Brücke dienen der Habitus-Hermeneutik die Klassifizierungs-

muster der sozialen Akteure, die Wahrnehmungs-, Denk- und Bewertungsschemata des Habitus. Diese fungieren für die Akteure als Konstruktionsprinzipien sozialer Praxis, sie haben einen individuellen und zugleich überindividuellen, d.h., gesellschaftlichen Charakter, da sie auf die Teilungen der sozialen Welt zurückgehen. Durch die Klassifikationsschemata kann ein semantisches Feld aufgespannt werden, das in der empirischen Arbeit unter Anwendung sog. heuristischer „Elementarkategorien“ und mit Hilfe sequenzanalytischer Verfahren durchdrungen wird. Die Autoren zeichnen den Weg zur Entwicklung nach, beleuchten die theoretischen Rückkopplungen und setzen den Ansatz in Beziehung zu anderen hermeneutischen Konzepten. Dabei illustrieren sie dessen Anwendung immer wieder an Beispielen aus der Forschungspraxis. Im Ergebnis zielt das Verfahren darauf, Typen des Habitus herauszuarbeiten, die im Raum der sozialen Milieus verortet werden können und als feldbezogene Aktualisierungen des Habitus Strukturen sozialer Felder aufzudecken helfen.

Der Beitrag von *Michael Vester* behandelt die Frage, wie das methodologische Instrumentarium Bourdieus für eine Analyse sozialen Wandels fruchtbar gemacht werden kann. Der kritische Blick des Verfassers gilt dabei zunächst den Problemen einer Rezeption, in der komplexe, akteursorientierte Theorien über historische Prozesse gesellschaftlicher Veränderung auf mechanische Kausalmodelle reduziert werden. Am Beispiel der Klassentheorie von Marx wird belegt, dass die verkürzte Wahrnehmung aus seinem Ansatz ein eindimensionales Modell gemacht hat. Und auch Bourdieu ist vom vereinfachenden Denken seiner Kritiker in starren Klassifikationen und Dualismen eingeholt worden. Um den konventionellen Gemeinplätzen entgegen zu wirken, zeichnet Michael Vester die bei Bourdieu ausgearbeiteten methodisch-theoretischen Anforderungen an eine Klassenanalyse nach, insbesondere: Den Bruch mit dem Substanzialismus, dem Ökonomismus, dem Objektivismus sowie mit dem intellektuellen Ethnozentrismus. Daraus formuliert der Verfasser jeweils methodologische Verfahrensregeln für die Analyse, so dass letztlich auch deutlicher wird, was praxeologische Analyse heißt.

Während Bourdieu mit seiner Methodologie herkömmliche Erkenntnis-schranken durchbricht, ist er ihnen in Teilen seiner Analysen doch auch verhaftet geblieben. Seine Argumentation in „Die feinen Unterschiede“ bleibt in den Grenzen einer Klassenreproduktion und berücksichtigt nicht ausreichend, dass die bildungsaktiven Gruppen der Facharbeiter, Angestellten und Handwerker seit den 1960er Jahren an der Bildungsexpansion teilhatten. Wenngleich Bourdieu die Nachhaltigkeit des klassengebundenen Habitus betont und sich damit gegen die These der Ver(klein)bürgerlichung wendet, entwickelt er in seiner Analyse der französischen Gesellschaft doch ein eher noch dualistisches Bild der gebildeten und der bildungsfernen Klassen, zwischen denen kaum Platz bleibt für die bildungsorientierten Mi-

lieus der Arbeiterklasse, die teilweise auch den nach 1968 angewachsenen alternativen Milieus angehörten.

Bourdieus Instrumente sind, so der Verfasser, für Analysen des Strukturwandels geeignet, wenn sie mit anderen, akteursorientierten Ansätzen zusammen gebracht werden, die die gesellschaftlichen Übergänge praxistheoretisch erforscht haben. Dies in einer unorthodoxen Denktradition, die die Differenziertheit, Widersprüchlichkeit und Offenheit gesellschaftlicher Entwicklungen herausarbeitet. In dieser Tradition stehen insbesondere die historischen Studien von Edward Thompson und Peter von Oertzen sowie die Birminghamer Arbeiten u.a. von John Clarke. Darüber hinaus lassen sich die Konzepte von Durkheim und Geiger mit denen von Bourdieu erkenntnisbringend kombinieren. Diese Kombination der verschiedenen Ansätze ermöglicht eine Weiterentwicklung der Theorie Bourdieus, die Michael Vester mit Blick auf das empirische Forschungsprojekt „Der Wandel der Sozialstruktur und die Entstehung neuer sozialer Milieus“ präsentiert.

Wie lassen sich Aussagen über den Habitus der „kleinen Leute“ treffen, die im 18. und 19. Jahrhundert in einem kleinen Dorf in der thüringischen Rhön gelebt haben und über die kaum etwas überliefert ist? *Andrea Lange-Vester* nutzt die Werkzeuge der Bourdieuschen Theorie in ihrem Beitrag für eine historische Habitusforschung und betritt damit Neuland. Umgesetzt wird die Analyse am Beispiel einer Familiengeschichte, für deren Angehörige Angaben vor allem in den Kirchenbüchern festgehalten sind. Sie ermöglichen im wesentlichen Aufschluss über Lebensdaten, Eheschließungen, Berufe, Kinder und Paten. Mit diesen Angaben lassen sich die längerfristigen Entwicklungen der ökonomischen Ressourcen und beruflichen Kompetenzen sowie der Verwandtschafts- und Beziehungsnetze ermitteln, in denen auch das soziale Kapital der untersuchten Familie zum Tragen kommt. Die Rekonstruktion der Praktiken und in ihnen vermittelten Dispositionen im Habitus der Familienangehörigen wurde mit der Analyse der Entwicklung der regionalen Handlungsvoraussetzungen und geschlechtsspezifisch verschiedenen Lebenschancen verbunden. Der Beitrag arbeitet für zwei verschiedene Linien der Familie jeweils unterschiedliche Grundmuster des Habitus und der sozialen Kohäsion heraus: Zum einen das Grundmuster der Respektabilität in der Familienlinie, die seit dem 17. Jahrhundert die Schmiede in ihrem Dorf stellte, daneben auch Ackerbau betrieb und mit den alteingesessenen und anerkannten Familien des Ortes vergemeinschaftet war. Zum anderen das Grundmuster der Gelegenheitsorientierung in der Familienlinie, deren Angehörige als Besitzarme häufiger Wohnort und Erwerb wechselten, um ihr Einkommen zu sichern und deren entsprechend flüchtigere soziale Beziehungen sie häufig mit den geringgeschätzten DorfbewohnerInnen zusammen brachte. Diese Grundmuster der Respektabilität bzw. der Gelegenheitsorientierung wurden über die Generationen in Varianten beibehalten. Der empirische Befund spricht damit für die Vermutung, dass längere historische Entwicklungen und sozialhistorische Umbrüche

keinen Zerfall eingelebter Habitusmuster bewirken. Dass die historische Habitusforschung dazu beitragen kann, Lücken in der geschichtswissenschaftlichen Forschung zu schließen, zeigt die Autorin zudem in der Differenzierung von sozialräumlich dicht beieinander liegenden historischen Gruppen und ihren Lebensweisen.

Der Feld-Begriff, so zentral er für die Bourdieusche Analyse ist, wurde in der Bourdieu-Rezeption (im Vergleich z.B. zu Habitus und Kapital) erst relativ spät erschlossen. *Sandra Beaufäys* und *Valerie Moser* nutzen dieses Konzept des sozialen Feldes, das Bourdieu zunächst für die Analyse der Felder der kulturellen Produktion entwickelt hatte, um der Frage nachzugehen, wie KünstlerInnen und Kunstwerke sozial hergestellt werden, welche feldspezifischen sozialen Mechanismen sie also erst überhaupt zu solchen machen und welche Bedeutung dabei Kreativität als soziale Konstruktion eines schöpferischen Selbst spielt. Die Autorinnen arbeiten die feldspezifische Logik der sozialen Hervorbringung schöpferischer Arbeit heraus, die eben gerade nicht einer individuellen Leistung entspringt, sondern – sozial höchst voraussetzungsvoll – im fein aufeinander abgestimmten Zusammenspiel der AkteurInnen (Lehrende an Akademien und Kunsthochschulen, KuratorInnen von Ausstellungen, GaleristInnen und nicht zuletzt die KünstlerInnen selbst), die in diesem Feld um die Anerkennung ihrer (künstlerischen) Arbeit, ihrer Person und Position kämpfen, hervorgebracht wird. Die Stärke einer solchen von Bourdieu angeleiteten Analyse des künstlerischen Feldes besteht – so arbeiten Sandra Beaufäys und Valerie Moser heraus – nicht zuletzt darin, dass die doxischen Dispositionen der Wahrnehmung und Zuschreibung, mit denen die AkteurInnen des Kunstfeldes operieren, über die besonderen Regeln des Feldes dekonstruiert werden können. Eine besondere Rolle spielt in diesem Zusammenhang die Leistungsfähigkeit des Bourdieusche Feld-Begriffs insofern, als er eine Verschiebung des Blicks weg von substantialistisch gedachten Entitäten hin zu den (umkämpften) Positionen innerhalb des Feldes und der in ihm wirksam werdenden Kräfteverhältnisse sichert. Damit wird über die Nutzung des Feld-Begriffs in der empirischen Analyse des künstlerischen Feldes gewährleistet, dass eine zentrale Forderung Bourdieus eingelöst werden kann, dass nämlich das Feld der Kunst (wie insgesamt die soziale Welt) nur als relationales Gefüge von zueinander in Beziehung stehenden Positionen und AkteurInnen erschlossen werden kann.

Barbara Friebertshäuser und Steffani Engler gehören zu einem Kreis von Forschenden, die gemeinsam mit Jürgen Zinnecker bereits in den 1980er Jahren aus der Perspektive der Fachkultur- und Habitusforschung das Analysewerkzeug Pierre Bourdieus für eine differentielle Hochschulsozialisationsforschung fruchtbar gemacht haben. In ihrem Beitrag wirft *Barbara Friebertshäuser* einen Blick zurück in diese frühe Phase der Bourdieu-Rezeption und verdeutlicht die Faszination, die seine theoretische Brille auf die soziale Welt für eine ganze Generation von jungen Forschenden in der

Erziehungswissenschaft ausübte. Im Besonderen geht Barbara Friebertshäuser dabei auf das Verhältnis von Theorie und Empirie ein und analysiert, wie sich dieses mit Bourdieu und über ihn hinaus fassen lässt. Diese Frage beschäftigt sie jedoch nicht rein akademisch-theoretisierend, sondern sie entfaltet sie vor dem Hintergrund der gemachten Erfahrungen im Rahmen des Projekts zu den studentischen Fachkulturen. Deutlich wird dabei, wie theoretische Konzepte sowohl die Wahl der Untersuchungsgegenstände leiten als auch den sich anschließenden Analysen ihre Richtung geben. Mit Bourdieu die Reproduktion sozialer Ordnungen verstehen wollen bedeutet, den Blick auf die sozialen Praktiken und die ihnen zugrunde liegende (fachkulturelle) Logik zu entschlüsseln. So wird verständlich, warum die Art und Weise, wie das von den Fachschaften für die Studienneulinge in der Einführungswoche organisierte gemeinsame Frühstück einen äußerst lohnenden Forschungsgegenstand darstellt. Neben solchen aufschlussreichen ethnographischen Beobachtungen bildet auch die Biographieforschung einen wichtigen Zugang des empirischen Arbeitens mit Bourdieu. Barbara Friebertshäuser arbeitet dabei die Notwendigkeit heraus, die AkteurInnen im Rahmen biographieanalytischer Studien nicht lediglich in ihrem jeweiligen sozialen Kontext zu sehen, sondern die Analyse auszurichten auf die zugleich individuelle und spezifische Beziehung zwischen einem Lebenslauf, der erzählten Biographie und dem sozialen Feld, dem der Akteur angehört und zu dem er oder sie sich ins Verhältnis setzt.

Der Frage, wie Bourdieus Ansatz für die Biographieforschung genutzt werden kann, geht auch *Anne Schlüter* in ihrem Beitrag „Biographisch Arbeiten mit Bourdieu?“ nach. Sie setzt dabei an Bourdieus Aufsatz „Die biographische Illusion“ an, der häufig als generelle Kritik an der Biographieforschung bzw. als Infragestellung derselben gelesen wurde und wird. Anne Schlüter sieht in Bourdieus Konzept dagegen ein Werkzeug, um Biographien anders zu lesen und Biographieforschung anders zu betreiben. Die kontroverse Rezeption der „biographische Illusion“ beruht zu einem Teil auf einem Missverständnis. Traditionell hat in der Biographieforschung (und ganz besonders in der erziehungswissenschaftlich geprägten) die Idee des Subjekts einen zentralen Stellenwert. Bourdieus Argumentation in der „biographischen Illusion“ zielt jedoch in erster Linie auf etwas anderes, nämlich darauf, dass biographisches Erzählen einem gesellschaftlichen Muster folgt. In dessen Folge bestehe die Gefahr, dass ForscherInnen und Befragte in einer Art „Komplizenschaft“ diese soziale Rahmung biographischen Erzählens nicht mehr reflektieren. Dies vorausgesetzt werden anschließend aus der Perspektive erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung Besonderheiten und Erträge einer an Bourdieu angelehnten Biographieforschung ausgelotet. Die Idee des Subjekts ist demnach, wie etwa am Beispiel des Aufstiegs von Arbeitertöchtern gezeigt werden kann, eng verknüpft mit Lern- und Bildungsprozessen und damit zusammenhängenden Emotionen, deren Fluchtpunkt Autonomie, Eigensinn und Selbstbe-

hauptung des Individuums gegen die Grenzen sozialer Bedingtheiten sind. Dagegen fokussieren die Soziologie und auch das Habituskonzept Bourdieus tendenziell Reproduktionsmechanismen sozialer Ungleichheit. Für die Perspektive sich herstellender bzw. sich herausbildender Subjektivität wird das Reiben der Individuen an sozialen Grenzen aber besonders relevant, weil sich hier die gesellschaftliche und die individuelle Perspektive treffen. Für diese Prozesse kann der analytische Blick der Biographieforschung mit Bourdieus Konzepten des Habitus, des sozialen Feldes und des Kapitals sehr gut geschärft werden. Biographische Dokumente sind dann aber streng als unter spezifischen sozialen Bedingungen produzierte Texte, also als soziale Dokumente, zu lesen. Obwohl das Konzept des Habitus tendenziell auf die soziale Existenzweise in sozialen Strukturen zielt und das Konzept Biographie eher den Prozess der Individualisierung und Subjektbildung, so kommt, so die Autorin, die Suche nach Mustern, Regeln und Mechanismen in biographischen Dokumenten, „nach den Biographie erzeugenden Prozessstrukturen also, [...] der Idee des Habitus nahe“.

Bourdieu hat in Interviews immer wieder betont, dass er seine Analysekategorien als Erkenntnismittel verstanden sehen möchte, als Werkzeuge, die ihre Geltung und Nützlichkeit erst in der empirischen Arbeit mit ihnen erweisen müssen. Ihm war daran gelegen, dass seine theoretischen Konzepte in praktische Forschungszusammenhänge Eingang finden und weiterentwickelt werden. Er warnte ausdrücklich davor, „die ‚theoretischen‘ Instrumente, Habitus, Feld, Kapital usw., an sich und für sich zu nehmen, statt sie sich entfalten zu lassen, mit ihnen zu arbeiten“ (Bourdieu/Wacquant 1996, S. 262). Gleichzeitig hat er vor jeder Form eines methodisch-technokratischen Rigorismus gewarnt, „der auf dem Glauben an eine ein für allemal und für alle Situationen definierte Wissenschaftlichkeit basiert“ (Bourdieu/Chamboredon/Passeron 1991, S. 10). Rigides Insistieren auf einer bestimmten Forschungsmethode (und nur dieser) hat Bourdieu als einen methodologischen Monotheismus gebrandmarkt, durch den sich „die Arroganz der Ignoranz scheinbar methodologisch untermauern lässt.“ Ihnen hält er ein ermutigendes „Verboten verboten“ entgegen und empfiehlt, sich vor methodologischen Wachhunden zu hüten, weil methodisch zu viel auf dem Spiel steht: „Kurz, die Forschung ist eine viel zu ernste und viel zu schwierige Angelegenheit, als dass man es sich erlauben könnte, Wissenschaftlichkeit mit Rigidität zu verwechseln, die das Gegenteil von Klugheit und kreativem Denken ist“ (Bourdieu/Wacquant 1996, S. 261).

Dies ist nun jedoch in keinster Weise als ein methodologisches „anything goes“ misszuverstehen. So offen Bourdieu gegenüber den verschiedensten methodischen Forschungszugängen war und sie auch selbst genutzt hat (klassische statistische Analysen, Tiefeninterviews, ethnographische Beobachtungen, Diskursanalyse), so streng war er hinsichtlich des Erfordernisses einer extremen Wachsamkeit, wenn es um die Voraussetzungshaftigkeit der Anwendung der Verfahren geht. Hier ist von Bourdieu zu lernen,

wie sorgsam ihre jeweilige Gegenstandsangemessenheit zu reflektieren und die sozialen Bedingungen ihrer Durchführung zu prüfen sind.

Von einer ersten Idee für einen Sammelband bis zu seiner Realisierung vergeht Zeit. Im vorliegenden Fall verging – aus unterschiedlichen Gründen – sehr viel Zeit. Es ist daher den beitragenden AutorInnen, die ihre Manuskripte schon sehr früh fertig stellten, ganz besonders für ihre Geduld zu danken. Dies gilt auch für den Juventa Verlag, hier vor allem für Frau Christiane Engel-Haas und Herrn Frank Engelhardt, die beharrlich an dem Buchprojekt festhielten auch dann, wenn der Geduldsfaden phasenweise sehr dünn zu werden drohte. Bis aus einzelnen Manuskripten ein Sammelband wird, der zumindest weitgehend gleichen formalen Regelungen folgt, ist einiges an Korrekturarbeit zu leisten. Hier danken wir Herrn Stephan Gröger und Frau Ina Innermann für ihre engagierte und sorgfältige Unterstützung bei der schlussendlichen Prüfung der Manuskripte. Auch zu danken ist – wieder einmal – Ilonca Merte, die mit der ihr eigenen Sorgfalt und großer Kompetenz das Buchmanuskript in eine druckfähige Form gebracht hat.

Schließlich geht unser ganz besonderer Dank an Steffani Engler, nicht nur dafür, dass die Idee für den vorliegenden Band auf sie zurück geht, sondern auch dafür, dass sie uns in ihren Schriften viele Einsichten und Überlegungen hinterlassen hat, an denen wir anknüpfen und weiter arbeiten können. Sie hat sich sehr eingehend mit den methodologischen Überlegungen Pierre Bourdieus auseinandergesetzt und sie für ihre eigene Forschung nutzbar gemacht. Ihre empirischen Arbeiten zeugen von der Leidenschaftlichkeit, mit der sie mit den Mitteln der wissenschaftlichen Methode verstehen wollte. Wir wissen nicht, welchen Forschungsgegenständen sie sich zugewendet hätte, wenn ihr mehr Lebenszeit geblieben wäre. Worin wir allerdings sicher sein können ist, dass sie mit Bourdieu und über ihn hinaus weiter an der Zerstörung der Illusion einer voraussetzungsfreien Wissenschaft gearbeitet hätte. So bleiben uns ihre Schriften als Zeugnisse engagierter wissenschaftlicher Arbeit. Die sozialen (Reproduktions)Mechanismen des akademischen Feldes waren für sie nicht lediglich ein wissenschaftlicher Forschungsgegenstand, dem sie ihre empirischen Arbeiten gewidmet hat. Steffani Engler hat ihre Erkenntnisse in soziale Praxis umgesetzt. Gerade weil sie um die Bedeutung der sozialen Herstellung von Zugehörigkeit zur scientific community wusste, war sie für viele von uns eine Förderin, nicht nur in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung, sondern auch durch die Ermunterung, die sie uns zuteil werden ließ, wenn uns bisweilen der Mut abhanden zu kommen drohte. Dafür danken wir ihr.

Augsburg, Essen, München im Mai 2012

Anna Brake, Helmut Bremer, Andrea Lange-Vester

Literatur

- Bourdieu, Pierre/Chamboredon, Jean-Claude/Passeron, Jean-Claude (1991): Soziologie als Beruf: wissenschaftstheoretische Voraussetzungen soziologischer Erkenntnis (deutsche Ausgabe herausgegeben von Beate Kraus). Berlin/New York: Walter de Gruyter.
- Bourdieu, Pierre (2001): Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loïc (2006): Reflexive Anthropologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Carle, Pierre (2008): Pierre Bourdieu: Soziologie ist ein Kampfsport. C-P Productions.
- Engler, Steffani (1993): Fachkultur, Geschlecht und soziale Reproduktion. Eine Untersuchung über Studentinnen und Studenten der Erziehungswissenschaft, Rechtswissenschaft, Elektrotechnik und des Maschinenbaus. Weinheim: DSV.
- Engler, Steffani (1999): Hochschullehrer und die Herstellung von Geschlechtergrenzen: Der Empfang von Studentinnen und Studenten in Elektrotechnik und Erziehungswissenschaft. In: Neusel, Aylâ/Wetterer, Angelika (Hrsg.): Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf. Frankfurt a.M.: Campus, S. 107-132.
- Engler, Steffani (2001): „In Einsamkeit und Freiheit?“ Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur. Konstanz: UVK.

Pierre Bourdieu im Gespräch mit Beate Kraus

„Inzwischen kenne ich alle Krankheiten der soziologischen Vernunft“¹

B. K.: Als dieses Buch entstand, hattest du bereits einiges an soziologischer Arbeit hinter dir. An welchem Punkt in deiner Arbeit warst du angelangt, dass es dir nützlich oder notwendig erschien, diese wissenschaftstheoretische Reflexion einzuschleiben, die sich dann in „Soziologie als Beruf“ niedergeschlagen hat? Ich frage auch deshalb danach, weil du ja heute auf eine sehr viel längere und umfangreichere Erfahrung als Soziologe zurückblicken kannst..., aber man kann ja nicht sagen, dass du mit dieser wissenschaftstheoretischen Reflexion angefangen hast.

P. B.: Angefangen hat diese Arbeit um 1966 herum. Es gab damals an der *École des Hautes Études en Sciences Sociales* ein neugeschaffenes Intensivstudium für Soziologie, und in diesem Rahmen hatte ich zusammen mit Passeron eine Reihe von Vorlesungen zur Wissenschaftstheorie gehalten; das Buch war dann eine Möglichkeit, die Vorlesung fortzusetzen, ohne dass wir jedes Jahr von vorne anfangen mussten. Der Ansatz war also pädagogisch, und das Buch war als Lehrbuch gedacht; gleichzeitig ging der Anspruch aber doch auch weiter. Ein Lehrbuch schreiben, das war eben auch eine Art, in bescheidener Form eine Abhandlung über die soziologische Methode zu verfassen.

B. K.: Aber das war auch schon eine Arbeit, die reflektierte, was bereits an empirischer Erfahrung hinter dir lag.

P. B.: Ja. Da war die pädagogische Absicht, aber auch der Wunsch, nach gut zehn Jahren Arbeit im Feld, erst in der Ethnologie und dann in der Soziologie, Bilanz zu ziehen. Ich hatte viel in Algerien gearbeitet, mit Leuten vom Statistischen Institut, und ich hatte das Gefühl, eine Methodologie in die Praxis umgesetzt zu haben, die noch nirgends richtig formuliert war. Und dieses Gefühl, dass eine Ausformulierung dringend notwendig war, wurde noch dadurch verstärkt, dass damals in Frankreich gerade die hohe Zeit der „Lazarsfeld-Invasion“ war. Damals – um die sechziger Jahre herum – war Lazarsfeld nach Paris gekommen und hielt an der Sorbonne feier-

1 Dieses im Dezember 1988 geführte Gespräch wurde zuerst veröffentlicht in: Bourdieu, Pierre/Chamboredon, Jean-Claude/Passeron, Jean-Claude (1991): *Soziologie als Beruf*. Berlin/New York: de Gruyter, S. 269-283. Wir danken dem de Gruyter Verlag für die freundliche Genehmigung zum Wiederabdruck.

liche Vorlesungen, zu denen, glaube ich, alle französischen Soziologen hingingen, außer mir, und das ganz bewusst: Ich fand – symbolisch –, dass ich nicht zu Lazarsfeld in die Schule gehen musste (es genügte ja, die Bücher zu lesen). Mit den Techniken, die interessant waren und die man natürlich lernen musste und die ich auch gelernt hatte, vermittelte er ja in Wirklichkeit etwas anderes, nämlich eine implizite positivistische Wissenschaftstheorie, die ich nicht mitmachen wollte. Und das ist auch die eigentliche Absicht von „Soziologie als Beruf“. Ganz zu Anfang gibt es da übrigens eine Anmerkung, in der steht ungefähr: Es wird heißen, dieses Buch sei gegen die empirische Soziologie gerichtet, aber das stimmt gar nicht. Es soll die theoretische Grundlage für eine andere Art empirischer Forschung liefern, indem es eine Technologie, die – das ist nicht zu bestreiten – mit Lazarsfeld große Fortschritte gemacht hat, in den Dienst einer anderen Wissenschaftstheorie stellt. Das war die eigentliche Absicht dieses Buchs. Ich hatte damals zwei entgegengesetzte Fehlentwicklungen vor Augen, von denen die Soziologie sich absetzen musste: Für die erste, die „theoretizistisch“ genannt werden kann, steht die Frankfurter Schule, das heißt Leute, die keine empirische Forschung betreiben, aber ständig die positivistische Gefahr anprangern (diese Strömung hat in Frankreich Goldmann vertreten). Für die zweite, die man die „positivistische“ nennen kann, stand Lazarsfeld. Das war eben das Paar Lazarsfeld/Adorno; ich habe mich dazu ausführlicher in den *Feinen Unterschieden* geäußert. Es ging darum, diesen beiden Richtungen eine theoretisch begründete empirische Soziologie entgegenzusetzen, eine Soziologie, die kritische Intentionen haben kann (wie jede Wissenschaft), aber empirisch sein muss.

B. K.: Auf welche wissenschaftstheoretischen Traditionen konntet ihr bei dieser Auseinandersetzung zurückgreifen, worauf konntet ihr euch stützen bei eurem Versuch, eine theoretisch begründete empirische Soziologie zu entwickeln und die eigene Position klarzumachen?

P. B.: Zunächst einmal hatte ich damals meine eigenen Erfahrungen. In Algerien hatte ich mit Leuten vom Statistischen Institut gearbeitet, mit meinen Freunden vom INSEE², Alain Darbel, Claude Seibel, Jean-Paul Rivet, und mit ihnen lernte ich die Statistik sozusagen „von der Pike auf“. Das war einer der Glücksfälle meines Lebens. Sie kamen von einer sehr strengen Statistik-Tradition her, die der angelsächsischen in nichts nachstand, von der Soziologie aber nicht zur Kenntnis genommen wurde. Ansonsten waren sie aber, obwohl sehr streng, was Stichprobenkonstruktion oder mathematische Modelle anging, in einer bürokratisch-positivistischen Tradition befangen, für die sich Fragen zu den ganz elementaren Schritten der Forschung gar nicht erst stellten. Ich hatte, kurz bevor ich mit der Arbeit zu diesem Buch anfang, an der *École Nationale de la Statistique et des Études Économiques*

2 Institut National de la Statistique et des Études Économiques; entspricht dem Statistischen Bundesamt in der Bundesrepublik Deutschland.

Statistik gelehrt, und bei diesen Vorlesungen vor den zukünftigen Statistikern war mir klar geworden, dass man nicht nur lehren musste, wie man Daten aufbereitet und verarbeitet, sondern auch wie man das Objekt konstruiert, für das diese Daten erhoben werden; nicht nur, wie man kodiert, sondern auch wie man die Implikationen aufdeckt, die in einer Kodierung stecken; nicht nur, wie man einen Fragebogen macht, sondern auch, wie man einen Satz von Fragen ausgehend von einer Problemstellung konstruiert usw. So weit also meine Erfahrungen.

Andererseits hatte ich meine Ausbildung, ich hatte mich ja während meines Philosophiestudiums vor allem für Wissenschaftsphilosophie, Wissenschaftstheorie usw. interessiert. Ich wollte versuchen, eine bestimmte wissenschaftstheoretische Tradition in den Bereich der Sozialwissenschaften zu übertragen, eine Tradition, für die zum Beispiel Bachelard, Canguilhem, Koyré stehen und die im Ausland wenig bekannt ist, außer vielleicht Koyré, bei Leuten wie Th. S. Kuhn – weswegen Kuhns Theorie der wissenschaftlichen Revolutionen mir wissenschaftlich auch nicht so revolutionär vorkam ... Diese Tradition, die nicht einfach in irgendeinem „-ismus“ aufgeht, hat als gemeinsame Basis den Primat der Konstruktion: Die Konstruktion des Objekts ist der grundlegende wissenschaftliche Akt. Man geht nicht ohne Hypothese, ohne Konstruktionsinstrumente an das Reale heran. Und wenn man meint, man mache gar keine Voraussetzungen, dann konstruiert man, ohne es zu wissen, doch immer noch, und dann fast immer schlecht. Für die Soziologie ist es schon deshalb besonders wichtig, sich intensiv mit der Konstruktion zu befassen, weil sich die soziale Welt gewissermaßen selber konstruiert: Wir stecken voller Prä-Konstruktionen. Unausgesprochen und unbewusst werden in der Alltagserfahrung und auch in vielen sozialwissenschaftlichen Arbeiten Erkenntnisinstrumente für die Objektkonstruktion eingesetzt, die eigentlich selber zum Objekt gemacht werden müssten. Darauf sind auch manche Ethnomethodologen gekommen, aber ohne so weit zu gehen, wie Bachelard mit seiner Vorstellung vom *epistemologischen Bruch* gegangen ist: Was bedeutet, dass sie mit ihrer Definition der Sozialwissenschaft als eines „*account of accounts*“ eben doch in der positivistischen Tradition stecken bleiben. Das ist heute gerade wieder gut an der Mode der *discourse analysis* zu sehen (die ja durch die Weiterentwicklung der *Aufzeichnungsinstrumente*, also etwa der Videotechnik, gewaltig Auftrieb bekommen hat): Die Konzentration auf einen Diskurs, der nur bei seinem *face value* genommen wird, nur so, wie er sich gibt, und dazu noch eine Philosophie, für die Wissenschaft bloßes *Registrieren* ist (und keine Konstruktion), hat zur Folge, dass der soziale Raum, in dem der Diskurs produziert wird, die Strukturen, die ihn determinieren usw., einfach ausgeblendet werden.

B. K.: Diese Vorstellung von der Konstruktion des wissenschaftlichen Objekts scheint mir außerordentlich wichtig. Vielleicht ist das heute für die Naturwissenschaften trivial; in den Sozialwissenschaften gehört diese Vor-

stellung aber keineswegs zum selbstverständlichen Handwerkszeug jedes Wissenschaftlers, als Voraussetzung oder besser: als erster Schritt jeder Untersuchung. Mir scheint aber, dass eine Reflexion über die Art des wissenschaftlichen Objekts und die aktive Rolle des Wissenschaftlers bei der „Produktion“ dieses Objekts gerade in den Sozialwissenschaften hilfreich sein muss, in denen Wissenschaft nicht möglich ist, wenn es dem Wissenschaftler nicht gelingt, auf Distanz zu sich selbst als interessiertem und handelndem Subjekt zu gehen.

P. B.: Unser Kopf und unsere Sprache sind voll von prä-konstruierten Objekten, und deshalb ist der Bruch mit den Prä-Konstruktionen, den Vorbegriffen, der Spontantheorie, in der Soziologie auch ganz besonders wichtig; ohnehin wird ja meiner Meinung nach in Dreiviertel aller Untersuchungen nichts anderes gemacht als soziale Probleme in soziologische Probleme zu verwandeln. Man kann dafür -zig Beispiele anführen: Das Altenproblem, das Frauenproblem, jedenfalls wenn es in einer bestimmten Form gestellt wird, das Jugendproblem ... Es gibt alle möglichen prä-konstruierten Objekte, die sich als wissenschaftliche Objekte durchsetzen und die, weil ihre Wurzeln im *common sense* liegen, von vornherein in der *scientific community* wie in der breiten Öffentlichkeit auf Beifall rechnen können. Ein Gutteil der Objektdefinitionen entspricht beispielsweise bürokratischen Einteilungen: Die großen Sparten der Soziologie entsprechen der Aufteilung auf Ministerien: Bildung, Kultur, Familie, Jugend und Sport usw. Und ganz allgemein sind viele Instrumente, mit denen soziale Realität konstruiert wird (etwa sozio-ökonomische Indices, Altersklassen usw.), bürokratische Kategorien, über die niemand richtig nachdenkt. Wir sind alle, wie Thomas Bernhard in *Alte Meister* sagt, mehr oder weniger „Staatsdiener“, „verstaatlichte Menschen“, Produkte von Schulsystemen und Lehrern... Und um von diesem Vor-Gedachten wegzukommen, für diesen Bruch, braucht man eine ungeheure Energie, eine Art Bilderstürmer-Gewalt, wie sie eher bei Schriftstellern wie Thomas Bernhard oder Künstlern wie Hans Haacke zu finden ist als bei Professoren für Soziologie, so „radikale“ Absichten sie auch haben mögen.

Die Schwierigkeit ist, dass diese prä-konstruierten Objekte so etwas Selbstverständliches haben, und dass dagegen eine wissenschaftliche Arbeit, die beim Bruch mit dem *common sense* ansetzt, auf tausend Probleme stößt. Ganz elementare wissenschaftliche Operationen werden dann zum Beispiel äußerst schwierig. Solange man die soziale Welt nimmt, wie sie ist, das heißt, wie sie sich gibt, bietet sie fix-und-fertige Daten, Statistiken, Diskurse, die man umstandslos aufnehmen usw. kann. Kurz, befragt man sie, wie sie befragt werden will, geht alles wie von selbst: Sie redet gern, sie erzählt einem alles, was man wissen will, sie liefert Zahlen. Sie liebt Soziologen, die *registrieren*, reflektieren, wie Spiegel funktionieren. Positivismus, das ist die Philosophie von der Wissenschaft als Spiegel ...

B. K.: Aber kommst du nicht selbst dem Positivismus sehr nahe, wenn du sagst, dass wir in der Soziologie nichts wissen, bevor wir nicht, wie die Naturwissenschaftler, durch wissenschaftliche Arbeit unsere „Daten“, unser „Untersuchungsmaterial“ erzeugt haben? Ich verstehe schon, dass man in den Sozialwissenschaften die Dinge – die „sozialen Tatbestände“ – nicht einfach so nehmen kann, wie sie sich dem alltäglichen Bewusstsein präsentieren. Aber man kommt doch andererseits nicht darum herum, dass die handelnden Subjekte auch Experten für ihr Leben sind, dass sie ein Bewusstsein von der sozialen Welt und ein praktisches Wissen darüber haben, und dass dieses praktische Wissen nicht einfach als Illusion abgetan werden kann.

P. B.: Zu den Prä-Konstruktionen, die von der Wissenschaft infragegestellt werden müssen, gehört auch ein bestimmter Wissenschaftsbegriff. Auf der einen Seite gibt es den *common sense*, der mit Vorsicht zu genießen ist, weil die sozialen Akteure die Weisheit auch nicht, wie man so sagt, mit Löffeln gefressen haben. Diese Illusion einer unmittelbaren Erkenntnis – da hatte Durkheim, glaube ich, völlig recht – ist eines der Hindernisse, mit denen es die wissenschaftliche Erkenntnis zu tun hat. Andererseits ist es aber auch so, dass die Überzeugung, gegen den *common sense* konstruieren zu müssen, ihrerseits einer szientistischen Illusion Vorschub leisten kann, der Illusion des absoluten Wissens. Diese Illusion wird bei Durkheim ganz klar formuliert: Die Akteure befinden sich im Irrtum, in einem Irrtum aus Mangel: Die Erkenntnis des Ganzen bleibt ihnen versagt, also ist ihre Erkenntnis primär, gänzlich naiv. Dann kommt der Wissenschaftler daher, der das Ganze erfasst und der überhaupt im Vergleich mit normalen Sterblichen, die nichts verstehen, eine Art Gott ist. Die Soziologie der Soziologie, das ist für mich ein integraler Bestandteil der Soziologie, und sie ist unentbehrlich für jede Infragestellung sowohl der Illusion des absoluten Wissens, die der Position des Wissenschaftlers inhärent ist, als auch der besonderen Form, die diese Illusion je nach der Position bekommt, die der Wissenschaftler im Raum der wissenschaftlichen Produktion einnimmt. Im *Homo academicus* habe ich großes Gewicht auf diesen Punkt gelegt. Bei der Untersuchung der akademischen Welt ist die Gefahr besonders groß; die wissenschaftliche Objektivierung kann auch eine Möglichkeit sein, sich gegenüber seinen Konkurrenten als Gottvater aufzuspielen. Das ist vielleicht auch das erste, was mir bei meinen ethnologischen Arbeiten klar wurde: Es gibt Dinge, die man nicht mehr versteht, wenn man den wissenschaftlichen Blick nicht selber zum Objekt macht. Die Tatsache, dass man sich selbst als Wissenschaftler nicht kennt, dass man nicht alles weiß, was in der Stellung des Beobachters, des Analysierenden impliziert ist, ist eine Quelle von Irrtümern. Der Strukturalismus zum Beispiel – ich habe das in *Der soziale Sinn* zu zeigen versucht – beruht auf eben dieser Illusion, indem er nämlich die Gedanken, die sich der Wissenschaftler über die Akteure macht, in deren Köpfe verlegt.

B. K.: Du hast das epistemologische Paar Adorno/Lazarsfeld erwähnt, ein bisschen wie eine Art von Scylla und Charybdis der Soziologie. In „Soziologie als Beruf“ ist aber auch von der Gefahr des „soziologischen Humanismus“ die Rede, und ich kann mir nicht so recht vorstellen, was damit gemeint ist.

P. B.: In Frankreich machten nach dem Krieg zum Teil solche Leute empirische Soziologie, die den sozialen Bewegungen der Gauche chrétienne [Christliche Linke] nahe standen (zum Beispiel gab es den Pater Lebret mit seiner Bewegung „Wirtschaft und Humanismus“). Sie betrieben die Soziologie – wie soll ich sagen? – karitativ. Furchtbar nette Leute, denen das Wohl der Menschheit am Herzen lag ... Es gibt einen berühmten Ausspruch von André Gide, „mit guter Gesinnung macht man schlechte Literatur“. Genauso könnte man sagen, „mit guter Gesinnung macht man schlechte Soziologie“. Meiner Meinung nach hat diese ganze Bewegung des christlichen Humanismus oder humanitären Sozialismus die Soziologie in eine Sackgasse geführt.

B. K.: „Soziologischer Humanismus“ muss aber nicht notwendigerweise christlich sein, glaube ich. Es gibt wohl auch Parallelen in einer Soziologie, die „links“ sein will, als Soziologie, die aus dem Geist der Sozialarbeit gemacht wird – auch wenn hier eine der Wurzeln der angelsächsischen Soziologie liegt, man denke nur an die Webbs – oder vom „Klassenstandpunkt“ aus, vom „Standpunkt des Proletariats“ aus.

P. B.: Leider ist die empirische Soziologie zu Freizeit, Arbeit, Stadt von Leuten gemacht worden, die zwar menschlich unanfechtbar waren, aber eben sozusagen zu menschlich... Auch damit musste gebrochen werden. Man macht nicht Soziologie, weil es einen befriedigt, wenn man mit den Leidenden leidet. Man musste den Mut haben, zu all dem Nein zu sagen. Ich weiß noch, wie ich in Algerien gearbeitet habe, mitten im Krieg und konfrontiert mit Dingen, die mich sehr, sehr stark berührten, aber ich habe immer versucht, ein Stück Distanz zu halten, und das war eben auch eine Art, die Würde der Leute zu respektieren... Flaubert, das ist das Modell, das mir dazu einfällt, das heißt jemand, der einen distanzierten Blick auf die Realität hat, der die Dinge mit Anteilnahme sieht, aber sich nicht hineinziehen lässt. Das ist es sicher auch, was viele Leute an mir so geärgert hat: Ich habe das moralische Geschwätz nicht mitgemacht, den guten Willen, die humanistische Nettigkeit. Ich habe mit dem Begriff „Interesse“ gearbeitet, das wäre auch so ein Beispiel für diese Haltung. Natürlich nicht Interesse im Sinne von Bentham, das habe ich oft genug gesagt. Aber das war auch eine Art, mich von dieser Sorte Humanismus abzusetzen und daran zu erinnern, dass es den Humanisten eben auch befriedigt, wenn er sagt, er ist Humanist.

B. K.: Ja – aber wenn man diesen kritischen Blick hat, dann unterstellt man auch, dass die Akteure Komplizen des sozialen Geschehens sind, dass sie

sogar in ihre eigene Unterdrückung als aktiv Handelnde einbezogen sind. Im anderen Fall müsste man sich die Subjekte, die Menschen, als eine Art Marionetten denken, die durch ihnen äußerliche Kräfte und Strukturen gelenkt werden.

P. B.: Die Soziologie ist eine sehr schwierige Wissenschaft. Man steuert immer zwischen zwei Klippen hindurch, man umschiffert die eine und scheitert dabei womöglich an der anderen. Das ist auch der Grund, warum ich mein Leben damit verbracht habe, an den Dualismen zu rütteln. Die Überwindung dieser Gegensatzpaare, oft in Gestalt irgendwelcher „-ismen“, das ist ein Punkt, auf den ich jetzt mehr Gewicht legen würde als in „Soziologie als Beruf“. Zum Beispiel gibt es den Humanismus auf der einen Seite, der zumindest das eine für sich hat, dass er sagt, man muss zu den Leuten hingehen. Nur sind das keine realen Leute. Und dann gibt es die Theoretizisten auf der anderen Seite, meilenweit entfernt von jeder Realität, und von den Leuten, so wie sie sind. Die Althusserianer waren typisch für diese Haltung: *École-normale*-Zöglinge, die oft aus dem Bürgertum kamen und noch nie einen Arbeiter oder Bauern oder ähnliches aus der Nähe gesehen hatten, die machten dann große Theorie ohne Akteure. Diese theoretizistische Welle kam direkt nach dem Buch „Soziologie als Beruf“. Überhaupt müsste „Soziologie als Beruf“ je nach den Zeitumständen neu geschrieben werden. Die wissenschaftstheoretischen Aussagen entwickeln sich ja aus dem Nachdenken über die wissenschaftliche Praxis, besonders über die Irrtümer, und also orientieren sie sich immer an den Gefahren, die zum jeweiligen Zeitpunkt die vorherrschenden sind. Da sich nun die Hauptgefahr im Laufe der Zeit ändert, muss sich auch der Hauptakzent des Diskurses ändern. Als „Soziologie als Beruf“ geschrieben wurde, musste der theoretische Pol gegen den Positivismus gestärkt werden. In den siebziger Jahren, zur Zeit der Althusser-Welle, hätte dann der empirische Pol Verstärkung gegen jenen Theoretizismus gebraucht, bei dem die Akteure auf *Träger* [dt. bei P. B.; A. d. Ü.] reduziert werden. Ein Gutteil meiner Arbeit, *Der soziale Sinn* zum Beispiel, wendet sich radikal gegen diesen Ethnozentrismus von Wissenschaftlern, die meinen, sie wüssten besser über die Wahrheit der Leute Bescheid als die Leute selber, und müssten sie zu ihrem Glück zwingen, wie in dem alten platonischen Mythos vom Philosophen-König (modernisiert als Lenin-Kult): Begriffe wie Habitus, Praxis usw. hatten unter anderem die Funktion, daran zu erinnern, dass es ein praktisches Wissen gibt, eine praktische Erkenntnis, die ihre eigene Logik hat, nicht reduzierbar auf die Logik der theoretischen Erkenntnis; dass in gewissem Sinne die Akteure besser über die soziale Welt Bescheid wissen als die Theoretiker; und dennoch daran festzuhalten, dass sie nicht wirklich Bescheid wissen und dass die Arbeit des Wissenschaftlers darin besteht, dieses praktische Wissen explizit zu machen.

B. K.: Das theoretische oder wissenschaftliche Wissen ist also nicht etwas grundsätzlich anderes als das praktische Wissen, denn es ist konstruiert, wie

das praktische Wissen auch, aber es ist explizit konstruiert, es re-konstruiert das praktische Wissen als explizites und hebt es auf diese Weise ins Bewusstsein. Und was da rekonstruiert wird mit den Mitteln der Wissenschaft ist dasselbe, es ist nicht ein Objekt oder eine Realität, die einer ganz anderen, den handelnden Subjekten verschlossenen Welt angehören. Aber wie macht man das, ein wissenschaftliches Objekt konstruieren? Wie kann man die hierfür notwendige Distanz herstellen, ohne sich gleich über die handelnden Subjekte zu erheben, ohne sie als arme Teufel zu sehen, „denn sie wissen nicht, was sie tun“, wie es in der Bibel heißt?

P. B.: Ich bin mehr denn je der Ansicht, dass das Allerwichtigste die Konstruktion des Objekts ist. Im Laufe meiner Arbeit habe ich immer wieder erlebt, wie sehr alles, einschließlich der technischen Probleme, mit der vorangestellten Definition des Objekts steht und fällt. Natürlich ist die Objektkonstruktion nicht der Initiierungsakt, und ein Objekt konstruieren heißt nicht, einen „Projektantrag“ stellen. Man müsste sich einmal soziologisch mit den *Research Proposals* befassen, die die Wissenschaftler in den Vereinigten Staaten vorlegen müssen, um Geld zu bekommen: Da soll man vorab seine Forschungsziele und seine Methoden definieren und nachweisen, dass das, was man machen will, etwas anderes ist als das, was man früher gemacht hat usw. Die Rhetorik, die man benutzen muss, um den „methodological appeal“ zu bekommen, von dem Adam Przeworski und Frank Salomon in einem Text sprechen, der als Ratgeber für die Verfasser von solchen *proposals* gedacht ist,³ enthält eine sozial sanktionierte implizite Wissenschaftstheorie. Das geht so weit, dass in den USA und anderswo viele Wissenschaftler von einer empirischen Arbeit, die nicht gemäß den Normen dieser Rhetorik dargestellt wird, das Gefühl haben, sie wäre nicht richtig wissenschaftlich. Während doch in Wirklichkeit die Form, in der sich ein wissenschaftliches Projekt darstellt, der realen Logik der Arbeit völlig entgegengesetzt ist, denn das ist eine Arbeit, die eben nicht zu Beginn ein für allemal erledigt wird, sondern sich im Verlauf der Untersuchung über viele kleine Schritte und über eine ganze Serie kleiner Korrekturen vollzieht. Was nicht heißt, dass man dem Objekt vollkommen hilflos gegenübersteht. Man verfügt ja über allgemeine methodische Grundsätze, die gewissermaßen in den wissenschaftlichen Habitus eingegangen sind. Genau das ist das Metier des Soziologen: Eine in Habitus verwandelte Theorie der soziologischen Konstruktion. Dieses Metier beherrschen, das heißt all das, was in den Grundbegriffen Habitus, Feld usw. steckt, praktisch beherrschen. Das heißt beispielsweise wissen, dass man, will man überhaupt eine Chance haben, das Objekt zu konstruieren, die Voraussetzungen explizit machen muss, dass man die Prä-Konstruktionen des Objekts soziologisch konstruieren muss; es heißt auch wissen, dass das Reale relational ist, was existiert, sind die Relationen, also etwas, das man nicht sieht, anders als

3 *On the Art of Writing Proposals*, New York: Social Science Research Council, 1981.

Einzelpersonen oder Gruppen. Nehmen wir ein Beispiel. Ich habe vor, die *Grandes Écoles* zu untersuchen. Schon wenn ich sage „*Grandes Écoles*“, habe ich eine entscheidende Festlegung getroffen... Alle Jahre wieder gibt es den Amerikaner, der nach Paris kommt, um die *École Polytechnique* von den Ursprüngen bis zum heutigen Tage zu untersuchen, oder einen anderen, der das für die *École Normale* machen will. Kein Problem. Die Objekte sind da, die Archive sind da usw. In Wirklichkeit kann man meiner Ansicht nach – aber das kann ich hier nicht weiter ausführen – die *École Polytechnique* gar nicht unabhängig von der *École Normale* oder der *École Nationale d'Administration* untersuchen. Man untersucht dann ein Objekt, das keines ist. Aber man erlebt dabei, was ich vorhin schon gesagt habe: Je naiver man an ein Objekt herangeht, desto problemloser bieten sich einem die Daten an, die man untersuchen soll. Sage ich aber, mein *konstruiertes Objekt*, das sind die *Grandes Écoles* insgesamt, dann bekomme ich im Gegenteil tausenderlei Probleme: nicht miteinander vergleichbare Statistiken zum Beispiel. Und ich muss das Risiko eingehen, dass es so aussieht, als wäre ich weniger wissenschaftlich als die, die sich an das offensichtliche Objekt halten, so groß sind die Schwierigkeiten, die man überwinden muss, wenn man das konstruierte Objekt empirisch fassen will.

B. K.: Ich möchte gerne noch einmal auf die Planung für „Soziologie als Beruf“ zurückkommen. Im Vorwort zur zweiten französischen Ausgabe steht, dass ursprünglich ein dreibändiges Werk vorgesehen war: Die „wissenschaftstheoretischen Voraussetzungen“, das ist der vorliegende Band, dann ein zweiter Band über die Konstruktion des soziologischen Objekts, und schließlich ein dritter, in dem es um die kritische Darstellung des Methoden-Instrumentariums gehen sollte. Ich kann mir diesen dritten Band ganz gut vorstellen, aber ich habe Schwierigkeiten mit dem geplanten zweiten Band. Vielleicht hatten die Autoren diese auch, und vielleicht ist er auch deshalb nicht geschrieben worden?

P. B.: Der erste Band konnte ein eigenständiges Buch werden, bloß eben als Lehrbuch verkleidet, weil es dazu nichts gab, und ich denke im Übrigen auch heute noch, dass es nicht allzu viel dazu gibt... Der zweite Teil wäre viel schwieriger geworden. Man hätte entweder ein klassisches Lehrbuch machen können, also mit den Überschriften, die man in einem Lehrbuch der Soziologie erwarten kann (Struktur, Funktion, Handeln usw.), oder eben dasselbe wie im ersten Teil, also eine eigenständige Abhandlung, die eine allgemeine Theorie geworden wäre. Ich für mein Teil hatte nicht die geringste Lust, ein klassisches Lehrbuch zu schreiben, mich etwa zu „Funktion“ und „Funktionalismus“ zu äußern: Das wäre eine rein akademische Übung gewesen. Der dritte Teil, die Werkzeuge, hätte nützlich sein können, hätte aber bedeutet, dass man die Aufteilung in Theorie und Empirie anerkennt, ein Gegenstück zu diesem verhängnisvollen Gegensatz von *theory* und *methodology* in der angelsächsischen Tradition. In „Soziologie als Beruf“ heißt es, unterschiedliche statistische Verfahren enthielten implizite

Philosophien des Sozialen, die explizit gemacht werden müssten: Wenn man eine Regressions-, Pfad-, Faktorenanalyse durchführt, sollte man auch wissen, auf welche Philosophie des Sozialen man sich damit einlässt, insbesondere auf welche Philosophie der Kausalität, des Handelns, der Existenzweise des Sozialen usw. Zwischen dem einen oder dem anderen Verfahren kann man nur problemabhängig wählen, konstruktionsabhängig: Wenn ich zum Beispiel die Korrespondenzanalyse viel verwende, dann weil ich meine, dass diese ein im wesentlichen relationales Verfahren ist, dessen Philosophie völlig dem entspricht, was meiner Ansicht nach die soziale Realität ausmacht. Es ist ein Verfahren, das in Relationen „denkt“, so wie ich es mit dem Begriff Feld zu tun versuche. Man kann also nicht die Objekt-konstruktion und die Instrumente der Objekt-konstruktion trennen, denn man braucht Instrumente, um von einem Forschungsprogramm zu einer wissenschaftlichen Arbeit zu kommen. Hätte ich erklären wollen, welche Faktoren den unterschiedlichen Schulerfolg von Schülern unterschiedlicher Schulen bestimmen, hätte ich (vorausgesetzt, ich hätte die *Unabhängigkeit* der einzelnen Grundvariablen voneinander bewiesen – was meiner Meinung nach nicht geht) die multiple Regressionsanalyse genommen.

B. K.: Wir kommen also wieder zurück auf das Problem der Konstruktion des Objekts, dieses Mal von der Seite der Instrumente her, die den spezifischen Objekten angemessen sein müssen. Die Arbeit des Soziologen ist, wenn ich es richtig verstanden habe, in hohem Maße geprägt durch die Merkmale des jeweiligen Objekts, durch seine Geschichte...

P. B.: Das ist das Problem der Besonderheit des Objekts. Bei meiner Auffassung von wissenschaftlicher Arbeit ist es klar, dass ich nur über ein räumlich und zeitlich bestimmtes Objekt arbeiten kann. Angenommen, ich wollte untersuchen, wie das Lehrerurteil funktioniert. Ich gehe davon aus, dass die Urteile von Lehrern über ihre Schüler und deren Arbeiten Ergebnis der Aktivierung mentaler Strukturen sind, und diese wiederum Ergebnis der Inkorporierung sozialer Strukturen, etwa der Aufteilung in Disziplinen. Um dieses sehr allgemeine Problem zu lösen, befasse ich mich vielleicht mit den Personen auf den ersten Plätzen im *concours général*,⁴ oder mit den Benotungsbögen, die ein bestimmter Lehrer in den sechziger Jahren geführt hat, und arbeite die Bewertungskategorien heraus, die in sie eingegangen sind. Wenn ich das heute veröffentliche, zwanzig Jahre danach, dann heißt es: „Die Daten sind überholt, das ist vorbei, heute haben nicht mehr die Lehrer in den geisteswissenschaftlichen Fächern das Sagen, sondern die Lehrer in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern“ usw. In Wirklichkeit habe ich aber als Objekt die mentalen Strukturen einer Person, deren soziale Amtsgewalt eine der mächtigsten in unserer Gesellschaft überhaupt ist, einer Person, die die Macht hat, symbolisch zu verwerfen („du bist ein Idiot“, „eine Null“) oder zu sanktionieren („du bist intelli-

4 Jährlicher Leistungswettbewerb der besten Gymnasiasten in Frankreich.